

Michael Sailer

Aus der Welt

Ein Vademecum der Sachen, die es nicht mehr gibt

Das Vorwort

Früher war alles besser. Darüber sind wir uns wahrscheinlich einig, denn wenn der Verleger ein bißchen klug war, hat er diesen Satz auf den Umschlag geschrieben und damit die Käuferschicht dieses Buches zugleich eingegrenzt und animiert. Oder sind Sie gänzlich anderer Meinung und haben sich durch den Titel provozieren lassen: »Was soll nun dies? Wollen doch mal sehen, was das wieder für ein reaktionäres Geschreibsel ist!« Oh, schön. Lesen Sie weiter, denn noch erfüllender als das gemütliche Bedienen gleichgesinnter Erwartungen ist für einen Autor solchartiger Bücher die Bekehrung. Wir sehen uns am Ende wieder.

Früher. – – Wann früher war, darüber können wir manchmal noch streiten. Zum Beispiel mag der eine sagen, früher waren die Knödel im Restaurant (das noch gar nicht so hieß) viel größer. Dann mag der andere antworten, früher habe es auch noch keine katholische Kirche gegeben, was nun doch ein ganzes Stückchen früher war. Früher, darauf sollten wir uns also einigen, war in jedem Falle immer früher, läßt sich aber zeitlich so ganz genau gar nicht befestigen. Manche Dinge brauchen eben länger, um nicht mehr so gut zu sein wie früher, bei anderen geht das viel schneller.

Vorworte gab es eigentlich auch nur früher. Jean Paul zum Beispiel pflegte seinen Büchern einen solchen Wust von Vorbemerkungen vorzustellen, daß sie heute – im Zeitalter des schlechteren, dickeren Papiers – nur noch in vielbändigen Ausgaben erscheinen können. Das macht nicht viel, weil sie das früher auch taten. Vorwörter zu schreiben halten die meisten Autoren aber heute schon deshalb für nicht mehr nötig, weil das Papier nicht nur schlechter und dicker, sondern auch teurer geworden ist. Das sagen ihnen die Verleger, falls sie doch mal auf die Idee kommen sollten, ein Vorwort schreiben zu wollen. Darauf kommen heutige Autoren aber ohne Honorar (für prominente Vorworte zu ansonsten unverkäuflichen Büchern anderer, sie selbst plagiiender Autoren; Vorworte, die vor allem die Vokabel brilliant und die Beschreibung völlig unglaubwürdiger Vorgänge enthalten: da stünden Haare zu Berge, würden Bücher nie mehr aus der Hand gelegt, stockte den Lesenden und Vorwortschreibenden durchwachte Nächte lang der Atem, während sie vom ersten bis zum letzten Wort gepackt, mitgerissen und gefesselt sind), – ohne Honorar für so was jedenfalls kommen Autoren heute nicht mehr aufs Vorworteschreiben, weil ihre Bücher ausnahmslos – glaubt man der Kritik, die offenbar ähnlich anfällig ist – so brilliant, frappant, rasant, fulminant, unverzichtbar, bewegend, knapp, flüssig, süffig, atemberaubend, bestechend und bestürzend sind, daß zum Vorwortlesen gar keine Zeit bleibt. Stellen Sie sich vor, ein Mann kommt nach vierzig Tagen halbverhungert aus der Wüste, und Sie stellen ihm vor dem

Servieren des Rettungsmahles erst einmal die Frage, in welcher Farbe er die Tischdecke gerne hätte. Undenkbar. Im übrigen ist die Tätigkeit des Schriftstellers heute¹ in erster Linie eine niederschreibende. Das heißt, während man den einen Bestseller in die Tasten haut, schraubt man in Gedanken den »Plot« des nächsten zusammen. Wer soll sich da noch vorwortreife Gedanken machen, wenn der Stapel endlich versandfertig im Drucker liegt?

Papier ist geduldig. Leser sind es nicht. Ganz gewiß verlässliche und hochinteressante Studien kommen zu dem Ergebnis, daß die ersten Sätze eines Buches entscheidend sind für seinen »Abfluß«. Das heißt nicht, daß der Rest des Textes dann besser den Bach hinab geht, sondern ganz einfach, daß die Exemplare im günstigen Fall nur so aus dem Laden hinausfließen, wenn der Autor ein paar erste Sätze gewählt hat, die »greifen«, wie man heute sagt. Etwa: *Er wußte, daß es zu spät war. Es blieb nur eine Chance, und die hielt er in seiner rechten Hand. Das Inferno näherte sich unaufhaltsam ...* Oder: *Sie öffnete den Verschuß ihres BH, ließ ihre Zunge über die lasziv lächelnden Lippen gleiten. Dann griff sie nach seiner Gürtelschnalle ...*

Sie meinen, das sei zu vordergründig, das gebe es heute nicht mehr? Sehen Sie: Auch das war früher besser; da waren Autoren noch so ehrlich, gleich am Anfang zu sagen, worum es ihnen ging: In diesem Buch wird gevögelt, daß sich die Latten biegen, lassen Sie es also auf keinen Fall mehr los!

Wie anders die Wirkung folgender Zeilen:

Vorwort. Wie mein geschätzter Kollege XY in seinem 1965 zu Sigmaringen in siebenter Auflage erschienenen Werk bereits erwähnt hat ... (es folgen mindestens fünfhundert weitere solche Sätze) ... danke ich außerdem meiner geschätzten Mitarbeiterin Frau Amelie N. für ihre unermüdliche Mitarbeit, ohne die das Erscheinen dieses Buches wohl niemals bewerkstelligt hätte werden können.

Na? Hätten nicht auch Sie das Buch längst auf den Stapel zurückgelegt, wenn Sie der eifrige Buchhändler nicht sowieso schon auf Seite XII mit einem deutlichen »Wir sind hier nämlich keine Leihbücherei!« auf den Umstand hingewiesen hätte, daß Lesen etwas ist, was man am besten zu Hause (und nach Bezahlung – moderne Bücher lassen sich nur einmal benutzen, ehe sie zerfallen) tut?

Leser sind nicht geduldig. Geduld ist etwas, was man früher hatte, als es noch nicht so spät war. Daher sei verraten: Der eigentliche Text dieses Buches beginnt auf Seite X?X. Und im übrigen ist der Ort, an dem Sie sich momentan befinden (hoffentlich) keine Leihbücherei.

¹ Die Fußnote gibt es eigentlich auch nicht mehr. Das ist schade, und deshalb leisten wir uns hier eine, nur um festzustellen, daß es einem natürlich auf die Nerven gehen kann, wenn in einem Buch 2.378mal das Wort „heute“ vorkommt. Das tut es nämlich, soviel vorab. Aber es kann einem noch mehr auf die Nerven gehen, einem Autor lesend dabei zuzusehen, wie er sich Kopf und Beine verrenkt auf der Suche nach Umschreibungen. Und da das Wort in irgendeiner Form unverzichtbar ist, wenn es um Dinge geht, die es gab und die es nicht mehr gibt, die gut waren und (es) nicht mehr sind, bleiben wir mit relativ wenigen Variationen einfach dabei: heute.

Äpfel

gab es früher in rauhen Mengen und rauher Schale und bei jeder Gelegenheit. Morgens lag ein Apfel neben der Milchtasse, das kleine Ledertäschchen für den Kindergarten und später die Schulpause enthielt neben Brot immer auch einen Apfel (dessen betäubend süße Ausdünstungen sich mit dem Geruch von Leder, Sauerteig und grauem Brotbestrich zu einem charakteristischen Duft vermengten), in jeder Küche stand ein Korb oder eine Schale voller Äpfel, die als Nachtisch, Zwischenmahlzeit und Beigabe zum Abendbrot serviert wurden; und wer zu später Stunde versehentlich ein Hungergefühl zum Ausdruck brachte (statt sich heimlich selbst von der im Küchenschrank gelagerten Schokolade zu bedienen), bekam unweigerlich ein mit dem Messer abgeschnittenes und entkerntes Apfelviertelchen überreicht. Auch sonst wurde gerne an Äpfeln herumgeschnitzt, die sich beim morgendlichen Gemeinschaftessen im Kindergarten in Pilze verwandelten und als panierte Ringe in der Mittagspfanne landeten. Apfelstückchen zierten außerdem die gebratene Leber, den Mehlschmarrn und das Innere der Weihnachtsente; mit Teig außenrum wurden sie zum Apfelkuchen, zur Apfeltasche oder Apfelrolle, und wenn alles nicht mehr half und der Wurm so gründlich gearbeitet hatte, daß eine verzehrtaugliche Form nicht mehr herzustellen war, kochte man die Reste mit Zucker und Zimt zu breiigem Mus und legte viele Reiberdatschi daneben.

Dann war der Apfel plötzlich weg, aus den Auslagen der (bald darauf ebenfalls verschwindenden) Obsthändler verdrängt durch seltsam behaarte Eier, deren ekle Schale man entfernen mußte, um an einen mehlig-sauren Brei voller mohnähnlicher Kerne heranzukommen, der keinerlei Aroma, aber ungeheuer viele Vitamine enthielt. Der exotischen, in österreichischen Gewächshäusern erzeugten Kiwi gesellten sich später weitere Artgenossen hinzu, die gelegentlich ein bißchen nach Erdbeeren schmeckten (welche wiederum selbst durch gezielte Zucht zu wäßrigen Riesenschwämmen heranwuchsen, die ein bißchen nach billigem Essig und sonst nach nichts schmeckten und ihre Untauglichkeit für den Verzehr dadurch signalisierten, daß sie sich so verbissen an ihre Strünke klammerten, daß diese sich nicht mehr herausziehen ließen; im gleichen Aufwasch wurde der Pfirsich zur ebenfalls geschmacksfrei-säuerlichen Nektarine).

Dann kam der Apfel plötzlich zurück, allerdings nicht als Frucht, sondern als „Grüner-Apfel-Shampoo“, „Grüner-Apfel-Drops“, „Grüner-Apfel-Kaugummi“ etc. und endlich sogar versuchsweise als „Grüner-Apfel-Eis“, das sich allerdings nicht durchsetzen konnte, weil es wie gefrorenes „Grüner-Apfel-Shampoo“ schmeckte (was es wahrscheinlich auch war). Einige Jahre lang schwappte eine Welle von „Grüner-Apfel“-Produkten durch die Supermärkte (die die Obst- und einige andere Händler ersetzen sollten), dann fand möglicherweise jemand heraus, daß das industriechemisch erzeugte Mono-Aroma unerwünschte Neben-, Nach- und/oder Spätwirkungen hatte, und die Erzeugnisse „liefen aus“.

Heute gibt es den Apfel wieder. Er kostet zumeist mehr als eine Kiwi, wird mit Schiff oder Flugzeug aus Neuseeland geliefert und schmeckt deshalb trotz angemeldetem Knack-Biß zur Mitte hin zunehmend nach Schimmelpilz. Man ißt ihn auch nicht, sondern legt ihn auf Möbelstücke, wo er dann dekorativ vertrocknet. Was es mit der „Apfelschorle“ auf sich hat, die seit einigen Jahren in so ungeheuren Mengen in den Lokalitäten ausgeschenkt wird, die ehemals →Gastwirtschaften waren, daß das →Bier zum Nischengetränk zu werden droht, und die möglicherweise ein Nebenprodukt der „Grüner-Apfel“-Forschung sein könnte, ist Gegenstand noch nicht abgeschlossener Untersuchungen.

Die Anekdote

gibt es nicht mehr, weil das „kleine Leben“ nichts mehr zählt und das Getröte, Geklöte und Geföte sogenannter „Prominenter“ sich bei näherer Betrachtung und vor allem der gängigen allzu nahen Betrachtung als nicht pointenfähig erweist. Versuche, die Anekdote als literarische Gattung am Leben zu erhalten oder wiederzubeleben, liefen und laufen in den meisten Fällen auf ein Parodieren der Form hinaus, dessen Ergebnisse wenig erbaulich, doch immerhin bisweilen erheiternd sind. Eine Ausnahme bildet die Arbeit der sagenhaften „Aufseßer Secession“, deren wirkliche und wahre Existenz jedoch im Dunkeln bleibt.

Der Bleistift

war natürlich praktisch nie wirklich aus Blei, denn das ist giftig und höchstens zur Wundheilung brauchbar (solange es sich nicht um Wunden handelt, die durch Blei erst entstanden sind).

Der Fortschritt

hat als Verheißung und Pflicht ganze Epochen der Menschheitsgeschichte und mit ihnen die Menschen selbst an- und „voran“ getrieben. Aus der Erkenntnis, daß alles, was bislang erreicht wurde, schlecht oder wenigstens noch nicht genug sei, ergab sich die Hoffnung, durch Steigerung der Bemühungen werde alles noch besser oder wenigstens noch mehr. Eine der wesentlichen Versprechungen jener, die den Fortschritt zum Maß aller Ziele ernannten, war die, es werde durch Einführung immer neuer Maschinen dem Menschen unangenehme →Arbeit abgenommen, wodurch er mehr →Freizeit und Wohlstand gewänne. Zum Zwecke des Fortschritts wurden daher Fabriken gebaut, in denen solche Maschinen erstellt wurden. Da die Arbeit in den Fabriken sehr unangenehm war, trachtete der Fortschritt danach, den von der alten Arbeit befreiten Menschen von der Arbeit in den Fabriken zu befreien, was durch neue Maschinen geschehen sollte. Es stellte sich heraus, daß durch die Maschinen die Arbeit an neuen Maschinen tatsächlich leichter und schneller vonstatten ging. Daher konnten immer weniger Menschen die unangenehme Arbeit immer schneller erledigen. Allerdings bemerkte man in den 70er Jahren des 20.

Jahrhunderts, daß die immer schneller und in immer kürzerer Zeit durchgeführte Arbeit paradoxerweise auch immer teurer wurde, weshalb immer mehr Maschinen erfunden wurden und die Arbeitszeit jener, die sie bauten und bedienten, immer intensiver und länger wurde.

Am (bisherigen) Ende der Bemühungen hat sich immerhin eine Verheißung des Fortschritts erfüllt: Millionen von Menschen sind von der Arbeit befreit worden. Jedoch erhöhte sich dadurch ihr Wohlstand in keiner Weise, weil das eingesparte Geld (das sich zu unvorstellbaren Bergen summierte), anstatt zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt in paradiesischer Freizeit verwendet zu werden, auf private Geheimkonten floß, während man die von der Arbeit befreiten Menschen vor die Wahl stellte, entweder in Armut dahinzugehen – oder sich Arbeit zu suchen.

Freizeit

ist die Zeit, die nicht mit →Arbeit verbracht wird. Da in früheren Epochen Tätigkeiten wie Essen, Zeitunglesen, →Gespräche usf. sowie körperliche Bewegung, geistige Beschäftigung, Diskussion, Verfolgung persönlicher Vorlieben und Interessen, Naturerfahrung etc. in die Arbeitszeit fielen und die Arbeit während der Wintermonate sowieso weitestgehend ruhte, bekam der Begriff „Freizeit“ erst mit der Intensivierung der Arbeit, ihrer Beschränkung auf Produkterstellung, der Trennung und Normierung einzelner Arbeitsschritte zu neuen →Berufen und der Verlegung der Arbeit an geschlossene Orte, die anderen gehörten (in deren Besitz und Verfügung jetzt auch das Produkt der Arbeit verblieb) eine Bedeutung.

In der ersten Phase nach Einführung der Freizeit diente diese vor allem der →Erholung, um sich danach mit frischer Kraft wieder an die Arbeit begeben zu können. Da dem Menschen jedoch durch die neue Arbeit ein Hang zur Betriebsamkeit anezogen worden war und um die durch Wegnahme der Erzeugnisse seiner Arbeit entstandene Frustration auszugleichen sowie die drohende geistige Auseinandersetzung mit dem neuen System (und deren möglicherweise revolutionäre Folgen) zu verhindern, wurde der Mensch zu neuen Freizeitbeschäftigungen angeregt. Dazu gehörten zum Beispiel der Tourismus und das Militär (begünstigt durch die begleitende Einführung nationaler Denkweisen) sowie die Imitation bzw. Einübung arbeitsrelevanter Bewegungen und die Erzeugung nötiger Ressourcen von Kraft, Ausdauer und Fitneß durch sportlichen Drill. Auch hierbei erwiesen erzieherische Maßnahmen hohe Wirkungskraft: Zunächst waren Armeen, Wehrpflicht und Sportvereine zur Einpflanzung der jeweiligen →Kulturen nötig. Diese entfalteten und individualisierten sich sodann von selbst. Heute dürfen der gewaltintensive Einzelkämpfer, der um vollständige Erschöpfung bemühte Einzelsportler sowie diverse Mischformen beider Spezies als verbreitetste Erscheinungsformen des homo sapiens gelten; auch der Bereich der Gattungsreproduktion ist den entsprechenden Verhaltensmustern vollständig unterworfen.

Verbleibende Residuale von Freizeit werden gängigerweise durch Konsum von Produkten in Form verbräuchlicher Waren und Fernsehsendungen ausgefüllt.

Friede

wird heute „geschaffen“. Und zwar durch militärische „Maßnahmen“ und „Luftschläge“.

Die Friedensbewegung war ein loser Zusammenschluß vieler Menschen, denen ein Krieg auch aus der Ferne nicht recht gefallen mochte und die deshalb Kerzen und Fähnchen trugen, Anstecknadeln mit stilisierten tauben verteilten und sich manchmal auch vor Waffenlager setzten, von wo sie dann weggetragen wurden. Die Protagonisten und Galionsfiguren des Phänomens nutzten ihre dadurch gewonnene Popularität, um sich in politische Ämter wählen zu lassen, zu deren Stellenbeschreibung das Planen und Ausführenlassen von Kriegen, d.h. militärischen „Maßnahmen“ zur „Schaffung“ von Frieden, gehört.

Der Füller

war früher der Stolz jedes Schulkindes – und eine absolute Glaubensfrage. Der GEHA sah (vor allem nach gründlicher Bearbeitung des Hecks mit Zähnen und Taschenmesser) aus wie Raumschiff Enterprise ohne aufgesteckten Teller und Hinterfüße, wohingegen der PELIKAN ein bißchen gedrunken, arg seriös und altmodisch wirkte. Etwas anderes gab es nicht, obwohl Kindern meiner Generation eines Nachmittags auf dem Nachhauseweg von der →Schule ein ältlicher Mann begegnete und in den höchsten Tönen einen „Tintenkillerfüller“ von einer Firma „Naefke“ pries. Der war rot, sah aus wie eine Hongkong-Ausgabe des Pelikan, und in seinen wesentlich größeren Fenstern sah man kleine weiße Würfelchen in einer wasserähnlichen Flüssigkeit treiben. Zum Immerwiedernachfüllen, tönte der Mann. Was und wie man das nachfüllen sollte, blieb jedoch sein Geheimnis.

Gerechtigkeit

gab es noch nie. Heute wird der Begriff zur Bezeichnung gesetzlicher, politischer und wirtschaftlicher Bemühungen verwendet, jenen, die viel haben, noch mehr zu verschaffen, indem man jenen, die fast nichts haben, etwas wegnimmt, auf daß ein „Wachstum“ entstehe, von dem wiederum alle etwas haben sollen. Gegnern einer solchen Umverteilung wirft man vor, sie wollten eine Umverteilung durchführen, anstatt den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen, wodurch sich zwangsläufig immer alles zum Besseren wende, was sich angeblich nicht nur theoretisch, sondern auch historisch belegen lasse. Bleibt die Suche nach diesen Belegen erfolglos, so liegt dies an einem „ideologischen“ „Blickwinkel“. Man nennt solche Gegner, die die Wahrung (und Vergrößerung) übergroßer Besitzstände ablehnen, gerne auch „Besitzstandswahrer“.

Geschichten

heißen heute „Plots“.

Getränke

sind heute „Drinks“ und als solche oft „soft“ und bestehen dann aus wäßrigen Zuckerlösungen.

Häuser

dürfen heute nicht mehr wie solche aussehen, sondern müssen Mülltonnen, Kinderspielbauklötzen, Gefängnissen, Kasernen und/oder Fruchtsaftbehältern ähneln. Dies hat auch damit zu tun, daß die Grundsätze menschenwürdigen Bauens im Zuge diverser „Reformen“ als „überkommen“ erkannt und im Bereich der Architektur eine Notwendigkeit festgestellt wurde, „Grenzen zu überschreiten“, „Tabus“ zu „brechen“ und „neue Wege zu gehen“. →Wege indes sind in modernen Wohnsiedlungen nicht mehr vorgesehen.

Der Käse

Man nennt das, was dem Kapitalismus wohlmeinende Konsumenten heutzutage in Supermärkten in dem Glauben, einen solchen zu erwerben, erwerben, EU-rechtlich so ähnlich wie „Eiweißersatzstoff“. Was ein Euphemismus für den Umstand ist, daß in Klarsichtfolie eingeschweißter „Gouda“, „Edamer“ und ähnlicher Dreck nicht etwa aus Milch (zumindest nicht hauptinhaltlich), sondern aus – eben – industriell „erzeugtem“ Protein „hergestellt“ wird, welches aus den zermahlenden Resten industrieller Tierschlachtung gewonnen wird. Das heißt: aus Augen, Haaren und diversen anderen Überbleibseln, die sich für die Umwandlung in Hundefutter nicht eignen.

Kinder

heißen heute, einer Meldung der SZ² über ein „Hort-Projekt“ der „Jugendkulturwerkstatt ‚Soundcafé‘“ zufolge, „Cool Kids“. Oder ähnlich. Vgl. Kindheit.

Krieg

gibt es nicht mehr, was nicht heißt, daß nicht mehr gekämpft würde. Wo es dabei nicht um Wahlen geht, sondern richtige Waffen und verwandte Zerstörungs- und Tötungsmittel zum Einsatz kommen, ist „der Terror“ gemeint.

Kulturen

gibt es, seit es keine Kultur mehr gibt, in solcher Zahl, daß ihre Aufzählung oder gar einzelheitliche Betrachtung den Rahmen dieses Buches bei weitem sprengen würde.

² vom 20. August 2003

Landschaften

müssen, da sie sonst nutzlos sind, gestaltet werden. Leider ist, was gestaltet wird, keine Landschaft mehr.

Lederhosen

trägt man heute angeblich zum „Laptop“. Allerdings waren konkrete Beispiele für diese Kombination im Rahmen unserer Untersuchungen nicht nachweisbar.

Die Liebe

ist weitgehend ersetzt worden durch Zweckgemeinschaften verschiedener Art: zum gemeinsam herbeigeführten Erreichen sexueller und beruflicher Höhepunkte, zur gegenseitigen Stimulation von Freizeitbedürfnissen, zur punktgenau gezielten Steuerersparnis usw.

Die Luft

ist, so lehrt die Betriebswirtschaftslehre, ebenso wie das Wasser und der Sonnenschein (und sonst nicht mehr viel) ein „freies Gut“, im Gegensatz zu den „knappen Gütern“ (die daher einen „Preis“ haben, den „Angebot und Nachfrage“ erzeugen), und steht daher in unbegrenzter Menge allen Erdenbürgern kostenlos zur, eben: freien Verfügung.

Da die Betriebswirtschaftslehre keine Wissenschaft, sondern eine Ideologie ist, müssen ihre Dogmen und Glaubenssätze den durch ihre Umsetzung geschaffenen Bedingungen stets aufs neue angepaßt werden. So ist heute nicht nur das Wasser (das es in reiner Form kaum mehr gibt) und der Sonnenschein (zu dessen Erlangung übermäßige →Freizeit oder ein Vertragsabschluß mit einem Tourismusunternehmen oder beides nötig ist), sondern auch die Luft zum Gegenstand wirtschaftlicher Bemühungen um „Wachstum“ und „Wohlstand“ geworden. Getreu der Weisheit, daß kein Witz die Wirklichkeit übertrifft, kommt Luft als Souvenir in Dosen in den Handel, ist aber auch in großem Maßstab Anlageobjekt für überflüssige Geldvermögen: So soll etwa der Luftraum über Kalifornien Eigentum des Software-Unternehmers Bill Gates sein (der allerdings bislang auf die Einführung einer Atemsteuer verzichtet hat).

Nein

sagte man früher zum Beispiel, wenn einem Dinge abverlangt wurden oder werden sollten, die man für unzumutbar, entwürdigend oder unzulässig hielt. Heute sagt man das nicht mehr, denn: „Die Zeit der Neinsagen ist vorbei“, „betonte“ Bundeskanzler Gerhard Schröder am 3. Juli 2003.

New Economy nannte man einen kurzzeitigen Aufblähungsvorgang in der Spätphase des kapitalistischen Verbrennungsprozesses, der zu dem Zweck angefacht wurde, bis dahin unangetastet gebliebene Restvermögen in privater und staatlicher Hand in die Börsen zu pumpen, wo sie sich dann in Rauch und Asche auflösten. Die Asche schaffte man auf Schweizer Konten.

Die (politische) Partei

heißt heute meistens „die Mitte“ und ist ausschließlich mit der Herbeiführung von „Reformen“ beschäftigt, mit denen ein „Wachstum“ erzeugt werden soll.

Pinzberg

gibt es, zumindest für den Bahnreisenden, nicht. Ob es den Ort je gab, ist schwer festzustellen. Das kleine Häuschen-Derivat aus Plastik jedenfalls ist neu; aus der Ferne blicken zwei Dorfmodernisierungsrüden milde auf das Nichts.

Die Post

gibt es wahrscheinlich irgendwie schon noch ein bißchen. Allerdings wurden die ehemals einzugskreisdeckend erbauten „Postämter“ nunmehr in Dienstleistungsshops umgestaltet (wo nicht gleich ganz abgeschafft), indem man die Schalter aus- und blecherne Theken mit wahrscheinlich „trendigen“ Service- und Illuminationsobjekten einbaute, deren auf den ersten Blick ersichtlich geringe Haltbarkeit auf ein baldiges völliges Ende schließen läßt. Bis dahin kann man – wenn man genug Zeit mitbringt, denn hinterhältigerweise wurde mit dem Umbau auch die Zahl der Kontaktstellen reduziert, die jedoch immer noch weit über der der dienstleistungsbereiten Mitarbeiter liegt – so originelle Produkte wie einen „Plusbrief“ erwerben, was ein Briefumschlag mit aufgedruckter Marke ist. Achtung Fortschritt: Lecken und Kleben (und stundenlanges Malträtieren fehlfunktionierender Automaten) überflüssig!

Ob es das kurzzeitig verfügbare Produkt „Pralinés Post“ noch gibt, ist nicht so leicht zu eruieren; möglicherweise ranzen in irgendeinem dörflichen Schreibwarengeschäft, das sich bereit erklärt hat, nach Schließung des örtlichen Amtes eine Post- und „McPaper“-Abteilung einzuzimmern, noch ein paar der kuriosen Schachteln vor sich hin. Genutzt hat den Service in meiner Anwesenheit nur eine einzige Kundin – i.e. sie wollte ihn nutzen, doch wußte der beteiligte Dienstleistungsarbeiter nicht genau, wie das nun gehen soll, daß nach Erteilung eines Auftrages mittels Ausfüllung eines Formulars dem Empfänger eine vom Absender nie berührte, nie auch nur gesehene Schachtel Norm-Zuckerfettware zugestellt würde. Man erzähle all das mal jemandem, der es aus seiner Jugend noch kennt, daß die Post zweimal täglich zugestellt wurde. Und das noch nicht einmal für horrenden Summen, sondern für einen Bruchteil jener Preise, die bis vor einiger Zeit auch noch galten und sich inzwischen verdoppelt bis verzehnfacht haben. Heute, wo man froh sein muß, wenn einem spätnachmittags leere, schwer ramponierte Umschläge (die Tage zuvor noch Bücher oder Tonträger enthielten) in den Blechkasten gestopft werden, gibt es allerdings immer noch ein „Einschreiben“, das auch die Jüngeren aus ihrer Jugend kennen. Das wurde dazumal dem Empfänger gegen einen geringen Aufpreis persönlich in die Hand gedrückt, wofür er erst unterschreiben mußte. Der Absender konnte sich so in der Gewißheit wiegen, daß zumindest der

Umschlag in jedem Fall zugestellt würde. Heute ist das ein bißchen anders. Da ist gleich ein neues Produkt entstanden, oder sagen wir: zwei. Das „Einwurfeinschreiben“ enthält gegen einen horrenden Aufpreis nur noch das Versprechen, daß der Brief möglicherweise auch wirklich in den zuständigen Briefkasten eingeworfen wird – wo normale Briefe landen, wollen wir uns gar nicht ausmalen. Noch wesentlich teurer hingegen ist das „Übergabeeinschreiben“, das dem alten „Einschreiben“ in etwa entspricht, aber so teuer ist, daß man zumindest im Stadtbereich den Brief auch gleich selbst mit dem Taxi zum Empfänger fahren kann.

Erwähnung verdient noch eine der jüngsten Entwicklungen: Da die Durchführung ungeheurer Werbekampagnen (unter Einsatz von nicht nur Thomas Gottschalk, sondern sogar dessen möglicherweise preisgünstigerem Bruder) viel Geld kostete, entschied das „Management“ der Post, selbiges durch Reduzierung der Zahl von Briefkästen teilweise wieder einzusparen. Der moderne Kunde, so lautete wohl die Überlegung, ist ein Großkunde, der seine Versandstücke sowieso nicht in provinzielle Kästen hineinschiebt. Als Ergebnis steht nun zum Beispiel neben dem Münchner Olympiaturm (einer der größten Absatzstätten toruistischer Postkarten) ein topmoderner Briefmarkenautomat (also einer von denen, die weder zur Herausgabe von Wechselgeld noch von anderen als den vorgegebenen Briefmarkenwerten taugen) und daneben eine Eisenstange mit dem Hinweis, der Briefkasten sei aus Kostengründen abmontiert worden und der nächste (noch) verschonte befinde sich einen guten Kilometer weiter (außerhalb des Olympiageländes), in der Sailerstraße (die so abgelegen und winzig ist, daß sie selbst eingessene Anwohner, von denen es in dieser modern-flexiblen Gegend sowieso wenige gibt, kaum kennen).

Reisen

kann man heute auch noch. Der Vorgang selbst ist durch fortschrittliche Beschleunigungs- und Verschaffungstechniken jedoch so verkürzt und vereinheitlicht worden, daß er kaum mehr auffällt. Und ankommen tut man immer da, wo man wegkommen wollte, nämlich bei irgendeinem „Service“.

Der (unverbindliche) Richtpreis

Nach seiner Abschaffung setzte auf dem Sektor des Handels ein grundlegender Wandel ein, der mehrere Stufen durchlief. Zunächst eröffneten in scheinbar eigens zu diesem Zweck erstellten Betonbauten mit jeder neuen Generation größer werdende Supermärkte, in denen man dasselbe kaufen konnte wie im kleinen Laden an der Ecke, jedoch – wenn auch unter Opferung von Zeit und Nerven – ein paar Pfennige billiger. Die kleinen Geschäfte verschwanden, wurden durch zeitgemäße Gewerbe wie Telephonläden und Ausgabestellen für aufgetaute Tiefkühl-Teiglinge ersetzt, und die Supermärkte, nunmehr ohne Konkurrenz, hoben die Preise wieder an. Als nächstes entdeckte man zwischen Autobahnkreuzen herumliegende Brachflächen jenseits der Stadtränder und stellte gigantische Betonhallen drauf, in denen wiederum größere Mengen des mittlerweile auf

wenige, oft vorgefertigte Ernährungsprodukte reduzierten Sortiments zu erneut (teilweise) leicht gesenkten Preisen angeboten wurden, woraufhin die städtischen Supermärkte zunächst ungeheure Mengen bunter Reklamezettel auszustoßen begannen und dann einer nach dem anderen verschwanden und durch Parkhäuser, Bankfilialen und Drogerieartikelkettenfilialen ersetzt wurden. Nunmehr hoben auch die „Discount“-Hallen die Preise wieder an, wodurch das Endergebnis der seltsamen Entwicklung in Sichtweite geriet: viele Straßen, viele Parkplätze und eine Zwangsernährung mit vorgefertigten, glutamatisierten Mehl-Tomatenmark-Salami-Varianten, Knabbergebäck und Zuckerlösungen aus Dosen und Tetrapacks.

Der (gute/schlechte) Ruf

war dazumal etwas, worauf man „hielt“. Was noch nicht viel Gutes bedeuten muß, wenn man bedenkt, worauf der Deutsche nicht alles „hält“. Lieber als die modernen Scheißegals, die mit ihren Bentleys, Mobiltelefon unters Schwemmkinn geklemmt, auf den Gehsteig „düsen“ und dabei mal eben drei Omas über den Haufen brettern, weil sie verdammt noch mal keine →Zeit haben, waren uns die seltsamen Menschen, die noch nicht mal bei offenem Fenster zu kopulieren wagten, weil sie wußten, daß der Hausmeister im dritten Stock die Ohren auch nachts offenhält und öffentliches Kopulieren dem Ruf nun einmal nicht zuträglich ist, aber schon.

Die Ruhe

behindert nicht nur das Wachstum, sondern ist gewissermaßen sein natürlicher Gegensatz und Feind und daher unbedingt zu vermeiden.

Die Sensation

gibt es natürlich schon noch, bloß nicht mehr sensationell, sondern ubiquitär: Alles und jedes ist heute sensationell; man versuche einmal, den →Weg von der Türe der →Wohnung bis zur Bushaltestelle zurückzulegen, ohne von mindestens einem Dutzend Sensationen belästigt zu werden.

Solidarität

besteht heutigentags beispielsweise darin, daß eine als „Kauffrau“ eingestellte „Arbeitnehmerin“ bereit ist, ihrem Chef das Büro und die dazugehörige Toilette zu putzen, Kaffee zu kochen und den Müll wegzubringen. So sieht das zumindest der betroffene Chef, der seiner Angestellten aufgrund ihrer Weigerung, sich solidarisch zu zeigen, fristlos kündigte. (SZ 19.8.)

Andererseits stellte der saarländische Ministerpräsident Peter Müller unlängst klar: „Privat geht vor Staat, Leistungsgerechtigkeit vor Verteilungsgerechtigkeit und Eigenverantwortung vor Solidarität.“ (usw.)

Speicher

nannte man einstmals die staubigen Räumlichkeiten unter dem Dachstuhl von →Häusern, in denen unermeßliche Schätze von Familiengeschichten und anderen Reliquien und Fossilien ihrer Entdeckung harrten. (...)

Süßigkeiten

waren früher in zwei Kategorien unterteilt: die offiziellen und die inoffiziellen. Die offiziellen Süßigkeiten bekam man von der Oma, seltener von anderen Verwandten oder auch mal von den Eltern oder einer Nachbarin. Dabei handelte es sich meistens um Süßigkeiten, die den Erwachsenen vertraut waren, die sie als Kinder auch schon bekommen hatten oder die auf irgendeine andere Weise vertrauenerweckend auf sie wirkten: Schokoladetafeln, Fruchtbonbons, Gummibären, Weingummi (auch in Form von Schlangen, kleinen Teufeln und Schnullern), Frigeo-Knusper-Puffreis, Negerküsse, im Herbst und Winter gebrannte Mandeln, zur Zeit der Volksfeste Zuckerwatte und Türkischen Honig. Wenn die Eltern aus dem Kino kamen, brachten sie Reste von Pfefferminzbruch und Schokolinsen mit, welche letztere mit einer weißen oder rosafarbenen Schicht überzogen waren, die hart war und ebenfalls nach Pfefferminz schmeckte. Manchmal gab es Eis, meistens ein eigens für Kinder gedachtes kleines Vanille-Quaderchen am Stiel, das Jolly hieß, manchmal auch echtes italienisches Eis in den Sorten Vanille, Schokolade, Erdbeer, Nuß oder (später) Toroncino in einer geschmacksfreien, aber grundsätzlich eßbaren Spitzwaffel. Weil Kinder gerne Eis aßen, Vanille aber auf die Dauer zu langweilig wurde, kamen andere Kindersorten hinzu: ein doppelstieliges Fruchteis, das zuerst Twinni, dann gar Super-Twinni hieß, ein roter Block mit strengem Kunsterdbeergeschmack namens Berry, das überwältigend unnatürliche →Dolomiti, verschiedene Varianten des modisch werdenden Cola-Eises (Cola-Pop, Cola-Fit etc.) sowie eine runde Plastikhülse mit Schiebestiel, die Pop-Orange hieß. Eher für Erwachsene gedacht war eine andere Orangensorte, die in eine echte Plastikorange mit Deckel abgefüllt war und sich aufgrund der scharfen Ränder nicht ausschlecken ließ, ohne daß die Zunge in Fetzen ging; ein kegelförmiger Plastikbecher enthielt im unteren Ende eine Kaugummikugel, der Grünofant schmeckte nach Waldmeistersirup mit Milch, der Braune Bär enthielt einen Kern aus klebrigem Karamelpapp, und alle Steckerl-Sorten von Dr. Oetker (die es leider nur in einer Metzgerei an der Ecke Deisenhofener und Untersbergstraße gab) steckten eine Zeitlang nicht mehr auf einem Holzsteckerl, sondern auf einem „Sticker“. Das war ein Plastiksteckerl, das man mit anderen „Stickern“ zusammenstecken und auf diese Weise (laut der ungeschickt gezeichneten Comic-Werbung in der Micky Maus) angeblich sogar Flugzeugmodelle bauen konnte, wozu man allerdings ungeheure Mengen von Eis verzehren hätte müssen.

Da das „Sticker“-Eis nicht mehr einfach nur Eis, sondern eine Form von Konsumterror war, gehörte es eigentlich schon der zweiten Kategorie von Süßigkeiten an, die Eltern nicht oder nur in seltenen Fällen erwerben und

die meistens einen Hauch von Illegalität besaßen. Manche waren amerikanischer Herkunft (Kaugummisorten wie Dubble Bubble, Americana Comic oder Bazooka Joe, die neben dem Gummi noch kleine Comic-Geschichten in drei bis fünf Bildern oder wasserlösliche Tätowierungen enthielten und nach Birkenöl, Fruchtaroma oder undefinierbaren Stoffen schmeckten), andere mit fürchterlichen Farbstoffen angereichert (etwa Brausestäbchen), wieder andere ernährungsphysiologisch und ideologisch bedenklich (Colafläschchen), oder sie stellten handfeste Gesundheitsgefährdungen dar (Muscheln mit Honig-Zuckerkristall-Füllung, an denen man beim Lutschen angeblich ersticken konnte, obwohl sie nach einiger Zeit durch künstliche Muscheln aus Weichplastik ersetzt wurden). Süßigkeiten dieser Art erwarben Kinder entweder am Freibad-Kiosk oder in schulnahen Lebensmittelgeschäften, auf deren Theke ungeheure Mauern aus kugeligen, stapelbaren Glasbehältern errichtet waren, aus denen die Süßigkeiten bunt und strahlend herausleuchteten und nach dem Taschengeld der Kinder riefen, die sie nach Erwerb (in kleinen, diskreten Papiertütchen) sofort und restlos zu verzehren hatten, um alle Spuren zu beseitigen.

Und dann gab es noch ganz exotische Sachen, die es eigentlich gar nicht gab, zum Beispiel Chlorophyllkaugummi, der zwar nur nach lauer Minze schmeckte, aber, wie man viel später im Biologieunterricht beiläufig erfuhr, die Eigenschaft hatte, Gerüche zu binden, und deshalb nur von Amerikanern gekaut wurden, die selber nach gar nichts riechen wollten, während ihre Wohngebiete am Rande deutscher Städte nach Öl und Riesenautos rochen.

Die Tapferkeit

gibt es schon noch: Erst vor ein paar Tagen³ las ich ein Interview mit einem gewaltbereiten Jugendlichen, der gerne nach Bosnien gefahren wäre, um in dem Krieg, der dort gerade veranstaltet wird, seinen Kopf hinzuhalten. Seine Zeit hier hat er laut eigener Aussage bis jetzt vor allem damit verbracht, anderen die Knochen zu brechen (weil er sich von ihnen gestört fühlte), seine Mutter zu mögen und sich liebevoll um sein Chinchilla zu kümmern (indem er dem leider verstorbenen Tier ein Grab aushub). Gut, dachte ich mir: ab mit ihm nach Bosnien, sammeln wir für eine Fahrkarte, damit der Junge seinen Kopf hinhalten kann. Mittlerweile aber erreichen mich Nachrichten, daß es in Bosnien dank langer Verhandlungen aller friedliebenden Parteien auch niemanden mehr gibt, der solchen Leuten auf die hingehaltenen Köpfe hauen mag. Außerdem beschlich mich der Verdacht, der Chinchillaliebhaber möchte in Wirklichkeit gar nicht nur seinen Kopf, sondern noch viel mehr: Hände mit Waffen zum Beispiel hinhalten mögen, um anderen damit seine Lebensphilosophie einzubleuen. Gar nicht gut.

Was sollen wir aber hier mit dem tapferen Buben?

³ (die natürlich, ebenso wie der betreffende Krieg, inzwischen viele Tage her sind)

Wir könnten ihm erzählen, daß seine Tapferkeit ein Haufen Blödsinn ist, der ihm und allen davon Betroffenen eine Menge Ärger einbringt. Aber wird er das hören wollen? Wird er überhaupt zuhören wollen? Zugehört hat man früher mal. Heute wird nach Kräften argumentiert, vor allem in Fernseh-Talkshows. Hat einer einen Satz begonnen, etwa mit »Bevor Sie mich jetzt gleich wieder unterbrechen, möchte ich ...«, wird ihm sofort furios in die Parade gefahren: »Es wird Ihnen nicht gelingen, den Eindruck zu erwecken, ich liebe Sie nicht ausreden!«
Außerdem, und das ist wohl das entscheidende, ähem, Argument, ist Ärger nichts, wovor ein gewaltbereiter Jugendlicher wegläuft oder was er zu vermeiden sucht. Im Gegenteil.

Der Verlag

ist heute ein „profit center“, was (wieder einmal) noch nichts Schlechtes heißt – zumindest nichts Schlechteres als in allen anderen „Branchen“, denn ein „profit center“ ist heute alles.

Visionen

hat man heute nicht mehr unter dem Einfluß psychedelischer Pilzextrakte oder psychischer Krankheiten, sondern sozusagen von Haus aus, zumindest als Mitglied einer politischen →Partei, als →Unternehmer oder überhaupt als aktiver, zukunftsfitter Mensch. Gemeint sind meistens Pläne für „Reformen“ zur Herbeiführung von „Wachstum“ und →Zukunft

Wiedervereinigung, die: Deutscher Mythos, der über die Jahrhunderte hinweg immer mal wieder aufflammte, bisweilen auch Österreich und in seltenen Fällen sogar Sizilien umfaßte. xxxx Als sich nach der letzten „Wiedervereinigung“ 1989 herausstellte, daß es nur um das Erschließen größerer „Märkte“ zwecks Produktabsatz und Lohndrückung ging und die diesbezügliche Vereinigung letztlich auf eine „Globalisierung“ hinauslief, verblaßte der Mythos so schnell wie ein geöffneter Luftballon.

Zukunft

war einst das, was später mal kommt. Heute beschäftigt man sich in der →Gegenwart ausschließlich mit der Zukunft, was ersterer Existenz fraglich erscheinen läßt. (...)